
BUCHBESPRECHUNGEN

Manuel Hernández González: La guerra a muerte, Bolívar y la campaña admirable (1813–1814), Santa Cruz de Tenerife: Ediciones IDEA 2014, 254 S.

Rezensiert von
Michael Zeuske, Köln

Ein unscheinbares Buch, das es in sich hat. Der Autor ist einer der wichtigsten spanischen Historiker der kanarischen Inseln, der Karibik (Cuba, Puerto Rico, Santo Domingo) und Venezuelas – wenn man so will, des spanischen „Imperiums der atlantischen Inseln“. Manuel Hernández hat sich vor allem einen Namen gemacht durch seine archivbasierten Arbeiten in einer großen Anzahl von Publikationen, die sich auf exzellente Kenntnis der entsprechenden zeitgenössischen und neueren Historiografie sowie Zeitzeugen-Dokumente stützen.

Das Thema des Buches ist brisant, auch vor dem Hintergrund der Krise im heutigen Venezuela (ohne dass Manuel Hernández darauf explizit eingeht – aber er weiß es). Die Brisanz ergibt aus einerseits aus der den *chavismo* begründenden Funktion

des Bolívar-Mythos und andererseits aus dem mehr oder weniger informellen Wissen der konservativen Oberschichten in Venezuela, dass die Eliten bei dem aristokratischen Rebellionsversuch 1810–1812 und danach als herrschende Klasse quasi massakriert worden sind.¹ Ein Revolutionsführer aus der alten Kolonialelite wie Simón Bolívar musste ebenfalls, wollte er der *Independencia* überhaupt eine Chance erhalten, wahrscheinlich sogar präventiv, Massaker-Praktiken anwenden – eben *die guerra a muerte* („Krieg bis zur Ausrottung“, formal 1813–1820).² Das heißt, es gab eine Art *terreur* in der *Independencia*, der Unabhängigkeitsrevolution, in der *el Libertador* Venezuela die Freiheit als Nation gebracht hat.

Am Beginn der *Independencia* und in ihrem unmittelbaren Vorfeld ab ca. 1790 sah die Geschichte anders aus als im Lichte des heutigen Bolívar-Mythos. Zwischen 1800 und 1805 war die lang anhaltende Krise des bis dahin erfolgreichsten Reform-Imperiums des 18. Jh.s (Spanien!) klar deutlich geworden. Arme urbane Weiße/Kanarier (die Masse der Einwanderer des 18. Jh.s nach Spanisch-Amerika und speziell Venezuela), freie Farbige (im Kolonialjargon: *pardos*, ca. 50% der etwa 9.000.000 Einwohner der Generalkapitanie Venezuela), Küsten-, Fischer- und Schmugglerbevölkerung der extrem langen Küsten, vie-

len Inseln und riesigen Flussmündungen bzw. Flusssystemen (wie dem Orinoko und seinen Nebenflüssen), indianische Ethnien, versklavte Menschen aus Afrika in den Städten und Plantagen des Exportsektors (vor allem Kakao, Zucker, Indigo, Häute, Trockenfleisch und Vieh) sowie die Flucht- und Widerstandskultur der *llaneros* der Orinokosteppen (im Grunde eine venezolanische „cowboy“-Bevölkerung) – alle standen sie in schwersten Konflikten mit den etwa 0,1% „Spaniern“ (vor allem Kolonialbeamte, Schreiber, Offiziere und Kaufleute) sowie den 0,3-0,5% kreolischer Oligarchien (in Venezuela/Caracas meist *mantuanos* genannt, u. a. die Bolívar-Familie). Eigentlich hätte die Revolution, gespeist aus dem haitianischen Beispiel und Ideen aus Spanien und Frankreich sowie den USA, unter den erstgenannten Gruppen ausbrechen müssen.³ Ist sie aber nicht. Im Gegenteil, bis um 1806/08 – also bis zur Besetzung Spaniens durch napoleonische Truppen (und einer handfesten allgemeinen Krise im Spanischen Imperium und dem Zusammenbruch der Legitimität) – hielt, mehr schlecht als recht, der Schulterchluss der Eliten. Dann kam es zur Rebellion der lokalen Eliten von Caracas (und anderen Städten) gegen die imperialen Eliten Spaniens – für mehr Autonomie (auch wenn manche Forderung schon darüber hinaus reichte).⁴ Die Bewegung schlug innerhalb kurzer Zeit in eine radikale politische Revolution für Unabhängigkeit um, nicht zuletzt durch die Dynamik der sozialen Forderungen der anderen, oben genannten, großen Bevölkerungsgruppen sowie die Nutzung von offener militärischer Gewalt seitens der 1810 zur Macht gelangten kreolischen Elite – die seit 1812 aus aristokratischen

Milizoffizieren bestand. Die Büchse der Pandora war geöffnet – ein Jahrhundert blutiger Gewalt der *nation-building*-Epoche folgte. Und eben eine unmittelbare Epoche informellen sowie formalisierten Terrors (durch das Bolívar-Dekret über die *guerra a muerte*⁵).

In dieser Anfangszeit setzt das Buch von Manuel Hernández ein. Ehe ich näher darauf eingehe, noch ein Hinweis auf die Beobachtungen Alexander von Humboldts während seiner Amerikareise 1799–1804 (davon bis Ende 1800 in Venezuela – noch ahnte niemand, dass es vier bis fünf Jahre später wirklich zu einer Elitenrevolte mit anschließender radikaler Militärrevolution kommen würde; Humboldt fürchtete genau das). Humboldt hat sicherlich Vieles nicht direkt mitbekommen, aber auch Vieles sehr sensibel wahrgenommen. Er stellt in seinen Berichten und Tagebüchern die Gruppe der jüngeren kreolischen Oligarchie der Generation Bolívars auf Festen, Empfängen, Essen, persönlichen Besuchen und Gesprächen als eine Elitegruppe dar, die die Sklaverei massiv modernisierte und verschärfte sowie insgesamt sehr viel Profit aus unterschiedlichsten Formen der Sklaverei und dem Sklavenschmuggel aus anderen karibischen Kolonien zog. Die Elite der „Bolívar-Gruppe“, wie ich sie nenne, behandelte „arme Weiße“ und *isleños* (Kanarier) extrem herablassend und als quasi-Farbige (*pardos* – das Wort war damals eine Beleidigung); die Masse der freien Farbigen hätten sie am liebsten wieder in eine Art Zwangsarbeits-Sklaverei geführt. All das präsentierten sie Humboldt zusammen mit Zitaten aus Werken der Aufklärung – auch und gerade den großen französischen Werken (Enzyklopädie u. a.) und guter Kenntnis des Aufklärungswis-

sens der Zeit. Was Humboldt am meisten schockierte: die weißen kreolischen Eliten der „Bolívar-Gruppe“ strebten eine „weiße Republik“ an (wie die USA, d. h., mit Sklaven). Und sie waren bereit, wie die französischen Truppen auf Saint-Domingue/Haiti (1802–1804) Terror anzuwenden und dafür temporäre Allianzen mit reich gewordenen freien Farbigen aus der Gruppe der *pardos* zu schließen.⁶

Nun zum Buch selbst. Manuel Hernández setzt, ohne großes Drumherum, sofort bei den Ereignissen an: das erste Kapitel „El primer estallido de la violencia gubernamental: La sangrienta represión de la Rebelión de la Sábana del Teque“ (S. 13-36) behandelt genau das, was Humboldt vorausgesehen hatte – die Kolonialoligarchien hatten in einer Rebellion 1810 die Macht in den Städten übernommen, nannten das Ganze „Republik“ (nicht etwa „Nation“ o. ä.) und wandten die politische Macht in Form bewaffneter Einheiten gegen konkurrierende Gruppen an, die sich auf die Legitimität des Königs Fernando VII, der sich in französischem Arrest befand, beriefen. Es kam zu summarischen Erschießungen/ Ermordungen von armen Weißen und *isleños* (Kanariern). Damit liegt die Schuld für die Auslösung des Terrors, wie Humboldt es vorausgesehen hatte, bei den weißen Kolonialeliten von Caracas, den *mantuanos*. Das zweite Kapitel unter dem Titel „La dictadura de Monteverde“ (S. 37-78) zeigt ziemlich schlüssig, wie sich die Gewaltspirale in Venezuela weiter drehte durch die Sammlung von Gegnern der aristokratischen Revolutionäre (unter anderen auch *indígenas* unter dem Kaziken Juan de los Reyes Vargas) und ihrer Gewaltorgien unter einem Marineinfanterieoffizier der spanischen Flotte, der aus einer adligen Fami-

lie aus Teneriffa (Kanaren) stammte. Die Nichterfüllung der Kapitulationsvereinbarungen und die Sequestrierung des Eigentums der kreolischen Oligarchie wiederum dienten Simón Bolívar als Begründung der eigentlichen *guerra a muerte* 1813, als er mit einer Truppe von Elite-Milizoffizieren (ca. 600) in der so genannten *campana admirable* die Royalisten aus Caracas und anderen Städten Zentralvenezuelas vertreiben konnte. Bolívar versuchte mit den Kernsätzen des Dekrets über die Guerra a Muerte zwei „nationale“ Lager zu schaffen: „Españoles y Canarios, contad con la muerte, aún siendo indiferentes, si no obráis activamente en obsequio de la libertad de Venezuela. Americanos, contad con la vida, aún cuando seáis culpables (Spanier und Kanarier, rechnet mit dem Tod, auch wenn ihr indifferent seid, wenn ihr nicht aktiv für die Erlangung der Freiheit von Venezuela arbeitet. Amerikaner, rechnet mit dem Leben, auch wenn ihr schuldig seid [d. h., wenn die „Amerikaner“ spanientreu oder königstreu waren, MZ])“. In der Realität bedeutete dieser Diskurs, der die Nationszugehörigkeit noch als „Amerikaner“ konstruierte ... eben Terror, auch weil die Gruppe radikaler Milizoffiziere aus den kreolischen Oligarchien, die hier „sprach“, eine extreme Minderheit war.

Manuel Hernández lässt dann ein außerordentlich dichtes Hauptkapitel „El Decreto de guerra a muerte“ (S. 79-99) folgen, das die Entstehung des Dokuments und seine Kontexte in dichter Beschreibung nachzeichnet. In Bezug auf die Begründung des Bolívar-Dekrets durch die „Härte“ der „Diktatur Monteverdes“ hält Manuel Hernández zu Recht fest: „Monteverde no ejecutó a ninguno, por lo que la guerra a muerte era un salto de gigan-

tescas proporciones frente a lo acaecido en la dictadura del marino canario (Monteverde hat niemanden exekutiert, weshalb die guerra a muerte [der durch das Bolívar-Dokument legalisierte Terror, MZ] ein Sprung gigantischen Ausmaßes [in Bezug auf Terror, MZ] gegenüber der Diktatur des kanarischen Seemannes war“, S. 87. Im folgenden Kapitel „El fusilamiento público de españoles y canarios en la campaña admirable (S. 100-140) analysiert der Autor anhand der *libros de defunciones* (Totenbücher) den systematischen Terror der Truppen und Anhänger Simón Bolívars (im weiteren Sinne der jüngeren Generation der kreolischen Oligarchien). Viele der Kanarier waren, so hält Manuel Hernández fest: „pequeños arrendatarios o pulperos insignificantes (kleine Pächter oder unbedeutende Kneipenwirte [mit kleinen Kramläden])“ (S. 102), die ihr Glück mit Handarbeit in den Sklavenplantagenzonen Zentral- und Ostvenezuelas versucht hatten. Der sozialgeschichtliche Aspekt kommt also nicht zu kurz. Die Gewaltspirale drehte sich weiter. Ein asturischer Seemann und Schmuggler, José Tomás Boves sowie Francisco Tomás Morales (ein ehemaliger kanarischer Bratfischverkäufer) organisierten schließlich, gestützt auf die freien farbigen und schwarzen *llaneros* (berittene Viehjäger der Orinokoebenen), die vielleicht mächtigste „Konterrevolution“ gegen die Staatsversuche der kreolischen Oligarchie: „De estos barros estos lodos: la violenta contrarrevolución de Boves y Morales (Aus diesem Morast dieser Schlamm [ein spanisches Sprachspiel, MZ]: die gewaltsame Konterrevolution von Boves und Morales)“, S. 140-172. Diese in den damals gängigen Kasten- und Rassejargons operierende Gegenrevoluti-

on gegen alle „weißen“ Aristokraten, die selbst von den Spaniern und dem König in Madrid (der 1814 wieder auf dem Thron der Bourbonen saß) gefürchtet wurde, führte dann wirklich zur Massakrierung der Oberschichten (siehe oben). Spanien musste den im Partisanen- und Guerillakrieg erfahrenen General Pablo Morillo nach Venezuela entsenden, zusammen mit Veteranentruppen der antinapoleonischen Kriege. Manuel Hernández untersucht im letzten Kapitel, ohne sich auf große Verallgemeinerungen einzulassen, die Zeugnisse von Zeitgenossen über die *guerra a muerte* (Kapitel: „La visión de los contemporáneos del decreto de guerra a muerte“, S. 173-214) – nach dem Motto: Über die Gewalt Monteverdes und der Boves-Konterrevolution werden Zeugnisse in der nationalistischen Historiografie immer und immer wieder zitiert, die Gewalt, die Simón Bolívar und die kreolischen Oberschichten einsetzten, liest man kaum etwas – sie wurden „ampliamente ignorados en sus apreciaciones sobre los republicanos“ (S. 234). Es lebe der Bolívar-Mythos! Das Buch endet mit einer mikrohistorischen Vignette über den Opportunismus und die Kontinuität der alten Kolonialelite im neuen republikanischen Venezuela (nach der endgültigen Unabhängigkeit 1821 – wenn sie überlebt hatte). „La controversia en plena república de Venezuela sobre la violencia en la contienda entre el Marqués del Toro y su mayordomo canario“ (S. 215-228). Francisco Rodríguez del Toro e Ibarra war die Führungsfigur der aristokratischen Rebellion von 1810, er hatte als Oberbefehlshaber die Kriegshandlungen Ende 1810 eröffnet. Danach hatte er sich (auch) wegen Unfähigkeit zurückziehen müssen und mehrere hohe

Zivilposten besetzt (u. a. unter Monte-Verde), den König um Vergebung gebeten und diese erhalten. Del Toro hatte Bolívars Radikalisierung zum militärischen Jakobiner bis zu Ansätzen einer sozialen Revolution (natürlich) nicht mitgetragen. In der unabhängigen Republik konnte er dank seiner Beziehungen zu Simón Bolívar (dessen frühgestorbene Frau aus dem del Toro-Clan stammte) ebenfalls in Frieden leben und seinen Besitz sowie Privilegien genießen.

In der etwas längeren Konklusion (S. 229-245) kommt Manuel Hernández zur Verantwortung Simón Bolívars für den Terror in der Frühphase der Independencia (1810–1815), als Bolívar auch noch glaubte, die Sklaverei beibehalten zu können: „Automatisch alle Spanier und Kanarier zu beschuldigen, die nicht für die Republik zu den Waffen griffen, nur wegen der Tatsache, dass sie am anderen Ende des Atlantiks geboren worden waren, während er gleichzeitig den Amerikanern verzieh, auch wenn sie die größten Grausamkeiten begangen hatten, öffnete einen gefährlichen Abgrund für die Klasse, die die Erste Republik (1811–1812) geführt hatte und von der die Unterschichten Venezuelas die Verwirklichung ihrer sozialen Hoffnungen erwarteten“ (S. 235).

Miquel Izard, dessen Buch Manuel Hernández auch aufführt, hatte schon 1979 gesagt, dass die kreolische Oligarchie Venezuelas die Rebellion 1810 eigentlich aus historischer Angst vor einer Revolution nach dem Vorbild Saint-Domingues/Haitis begonnen habe.⁷

Anmerkungen:

1 M. Zeuske, Von Bolívar zu Chávez. Die Geschichte Venezuelas, Zürich 2008; S. Rinke, Revolutionen in Lateinamerika. Wege in die

Unabhängigkeit 1760–1830, München 2010; M. Zeuske, Simón Bolívar, Befreier Südamerikas. Geschichte und Mythos, Berlin 2011; ders., Simón Bolívar. History and Myth, Princeton 2012; C. Büschges, Aristocratic Revolutionaries: The Nobility during the Independence Period of Spanish America and Brazil (c. 1808–1821), in: *Journal of Modern European History* 11 (2013) 4, S. 495-514; M. Zeuske, The French Revolution in Spanish America, in: A. Forrest/ M. Middell (Hrsg.), *The Routledge Companion to the French Revolution in World History*, London and New York 2016, S. 77-96.

2 K. Racine, Message by Massacre: Venezuela's War to the Death, 1810–1814, in: *Journal of Genocide Studies* 15 (2013) 2, S. 201-217.

3 D. B. Geggus, The Influence of the Haitian Revolution on Blacks in Latin America and the Caribbean, in: N. P. Naro (Hrsg.), *Blacks, Coloureds and National Identity in Nineteenth-Century Latin America*, London 2003, S. 38-59; ders., The Sounds and Echoes of Freedom: the Impact of the Haitian Revolution in Latin America, in: D. Davis (Hrsg.), *Beyond Slavery. The Multifaceted Legacy of Africans in Latin America*, Lanham 2006, S. 19-36.

4 J. Adelman, *Sovereignty and Revolution in the Iberian Atlantic*, Princeton and Oxford 2006.

5 Bolívar, Simón, "Decreto de Guerra a Muerte", Trujillo, 15. Juni 1813, in: *Comité Regional Bicentenario del Natalicio del Libertador (Estado Miranda), Decretos del Libertador*, 3 Bde., Los Teques, 1983 (Biblioteca de Autores y Temas Mirandinos), Bd. 1, S. 5-9; Thibaud, Clément, „La 'guerre à mort', constitution de la guerre civile au Venezuela (1812–1813)“, in: *Républiques en armes. Les armées de Bolívar dans les guerres d'indépendance du Venezuela et de la Colombie*, Rennes 2006, S. 93-123.

6 A. Gómez, Las revoluciones blanqueadoras: elites mulatas haitianas y 'pardos beneméritos' venezolanos, y su aspiración a la igualdad, 1789-1812, in: *Nuevo Mundo Mundos Nuevos, Coloquios*, 2005 www.nuevomundo.revues.org/index868.html; M. Zeuske, La Independencia 1810–1824. Unvollendete Revolution mit Sklaverei, in: M. Middell (Hrsg.), „Lust am Krimi“. Beiträge zu Werk und Wirkung Walter Markovs, Leipzig 2011, S. 187-241; ders., Alexander von Humboldt, die Sklavereien in den Amerikas und das ‚Tagebuch Havanna 1804‘ (online: <http://avhr.bbaw.de/reisetagebuecher/text.xml?id=zeuske>).

- 7 M. Izard, *El miedo a la revolución. La lucha por la libertad en Venezuela (1777–1830)*, Madrid 1979.

Maria Hidvégi: Anschluss an den Weltmarkt. Ungarns elektrotechnische Leitunternehmen 1867–1949 (= Transnationale Geschichte, Hg. von Michael Geyer und Matthias Middell, Bd. 10) Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2016, 414 S.

Rezensiert von
Harm Schröter, Bergen

Eine sehr erfreuliche, unternehmenshistorisch orientierte Dissertation, welche viele miteinander verschränkte Probleme angemessen thematisiert und aufarbeitet; darunter: das Verhältnis von Unternehmen und Staat, technologische Entwicklung, die allgemeine Kartellierung, Strategien für Auslandsinvestitionen, Finanzierung, das Problem der kleinen Länder und das der nachholenden industriellen Entwicklung, um nur einige zu nennen. Die Arbeit ist neben Einleitung und Fazit in drei große Abschnitte gegliedert, die chronologisch die Phasen 1867 bis 1918, die Zwischenkriegszeit sowie den Zweiten Weltkrieg bis zum Beginn des ersten ungarischen Fünfjahresplans 1949 abdecken. Als Beispiele wählte Hidvégi Tungsram und Ganz & Co, zwei elektrotechnische Unternehmen, die in Ungarn zu den führenden, im Weltmaßstab aber nur zu den mittelgroßen zählten. Der heutigen Öffentlichkeit, zumindest aber Unternehmenshistorikern sind die beiden Firmen nicht unbekannt. Tungsram war lange Zeit ein führender

Anbieter preisgünstiger Lampen und ist heute Teil von General Electric. Ganz & Co, bis heute selbständig, hat vor allem im Eisenbahnsektor seinen Namen.

Das erste Kapitel (S. 17–42) thematisiert neben Quellen- und Methodenproblemen Hidvégis Leitfragestellungen auf ökonomischer und wirtschaftspolitischer Ebene: Die Herausbildung transnationaler Unternehmen und die internationale Kartellierung, sowie der Wirtschaftsnationalismus und das Problem der Semiperipherie, insbesondere kleiner Staaten. Auf diesen Feldern zeigt Hidvégi sich auf dem internationalen Stand der Debatte und liefert wertvolle Beiträge. Nur bezüglich der politisch-ökonomischen Problematik der kleinen Staaten hätte Hidvégi ihr Beispiel stärker in den Diskurs einbringen können. Aber dies ist der einzige wesentliche Kritikpunkt.

Das zweite Kapitel thematisiert die erste Phase bis 1918 (S. 43–128). Österreich gehörte nicht zu den Vorläufern der Industrialisierung und Ungarn war der weniger entwickelte Reichsteil. Die untersuchten Unternehmen mussten sich also unter erschwerten Bedingungen durchsetzen. Zwar konnte die ungarische Regierung mit einigen protektionistischen Maßnahmen helfen, aber der Rahmen der Österreich-Ungarischen Zollunion blieb natürlich erhalten. Daraus erwuchs einerseits ein erhöhter Wettbewerbsdruck aus dem stärker entwickelten österreichischen Reichsteil (der ja auch die Böhmisches Industrie mit einschloss), andererseits stand Wien aber auch für einen erleichterten Zugang zu finanziellen Mitteln sowie internationalem Know-how. Aber die Tatsache, dass beide Unternehmen von großen deutschen Firmen als Kartellpartner gesucht wurden,